

Schon früh und immer deutlicher haben bekennende Christen in Schleswig-Holstein erkannt, dass es zwischen dem totalen Staat und der Kirche Jesu Christi keinen Frieden, sondern nur das Entweder-Oder geben kann.

Mit der Ablehnung des NS-Staates als neuer Offenbarung Gottes wurde die Glauben und Kirche konstituierende und tragende Offenbarung Gottes in Jesus Christus neu entdeckt und bezeugt, wie es die 1. Barmer These in bleibender Prägnanz ausdrückt.

Die Theologie bekam als Schrifttheologie einen neuen Rang, und Theologie wurde confessio: hier stehe ich! Der konfessorische Ton ist in allen Veröffentlichungen der BK Schleswig-Holstein zu vernehmen.

Ein neues Lesen der Bibel begann und wurde gezielt gefördert. Der Kern der Kirche wurde die um Wort und Sakrament versammelte Gemeinde – aber immer mit einem volkskirchlichen Anspruch, die BK wollte keine auf sich selbst konzentrierte Freikirche sein.

Die Trennung von äußerer und innerer, sichtbarer und unsichtbarer Kirche erwies sich als verhängnisvolle Zugriffsmöglichkeit für politische Kräfte mit chaotischen Folgen. Diese Trennung ist falsch. „Botschaft und rechtliche Ordnung gehören zusammen“ wurde eine Grundeinsicht der BK.

Die BK erkannte und praktizierte ihren Öffentlichkeitsauftrag mit Leidenschaft und Witz, besonders in Schleswig-Holstein: wir sind keine Winkelkirche!

Ein Schwerpunkt im Kampf der BK in Schleswig-Holstein war das Amt, das im Namen Gottes mit Vollmacht reden und handeln muss und dessen

Qualifikation für diesen Auftrag von fundamentaler Bedeutung ist. Dieses Amt darf nicht in die Hände der Kirchenzerstörer fallen.

In den Auftrag der Kirche sind Laien verantwortlich miteinbezogen. Die Bauern von Hans Treplin, die über den „Schieltgott“ der Berliner DC-Abgeordneten spotteten, hatten natürlich Anteil am Verkündigungsauftrag der Kirche, ebenso die Kirchenältesten in Havetoft, die mit Otto von Stockhauses wöchentlichen Briefpredigten von der Front Gottesdienst hielten.

Die Laienbewegung der Nachkriegszeit, die Qualifizierung von Nichttheologen, der Kirchentag, die Ev. Akademien, die Kultur der öffentlichen Kirche haben ihre Wurzeln im Kirchenkampf. Er schuf auch neues Vertrauen zur Kirche in Kreisen, die traditionell der Kirche fernstanden, und legte die Grundlage für ein neues Verhältnis zwischen der evangelischen und der katholischen Kirche.

Die ökumenischen Auswirkungen des Kirchenkampfes sind unübersehbar: was hätten die Alliierten mit einer evangelischen Kirche gemacht, die nach Art des LKA-Präsidenten Dr. Kinder oder Bischof Paulsens mit Haut und Haaren ein integraler Teil des NS-Systems geworden wäre, „Geist von seinem Geist und Wille von seinem Willen“? Wen hätte die ökumenische Delegation im Oktober 1945 besuchen können, um die Hand auszustrecken zu einem Neuanfang?

K.D. Schmidt sagt: so könnte ein Rühmen am Ende stehen. Aber das Rühmen steht nicht am Ende des Kirchenkampfes. Die „Stunde der Kirche“ 1945 ist bestimmt vom Stuttgarter

Schuldbekenntnis, in dem es heißt: „Was wir unseren Gemeinden oft bezeugt haben, das sprechen wir jetzt im Namen der ganzen Kirche aus: Wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben“. Dieses Wort musste am Ende des Kirchenkampfes stehen. Aber auch der Wille: „Nun soll in unseren Kirchen ein neuer Anfang gemacht werden“.

„Wir haben nicht genug getan“ war auch in der BK Schleswig-Holstein zu hören. Aber zwischen „nichts tun“ und „nicht genug tun“ ist ein großer Unterschied.

Wir, die Nachgeborenen, frei und ohne Druck groß geworden – jedenfalls im Westen –, können nur mit Respekt und Dank auf die Entschiedenheit

schauen, mit der die BK die Herausforderung erkannte und annahm und in den Kampf um Sein oder Nichtsein der Kirche und des biblischen Glaubens in Deutschland eintrat. Und wir können nur mit Respekt und Dank auf die Bausteine sehen, die die BK in diesem Kampf, nicht nur gezwungenermaßen, sondern auch mit Lust und Begeisterung, für den Neubau nach 1945 geformt und geliefert hat.

Mit der Losung der 1. Bekenntnissynode „Was recht ist vor Gott“ hat die BK Schleswig-Holsteins ein Signal gesetzt, das wir nicht aus den Augen verlieren dürfen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Bischof i.R. Karl-Ludwig Kohlwege

Das teure Kirchspiel

Dr. Martin Grahl

In der Geschichte der Kirche gab es Gemeinde auf unterschiedliche Weise, entsprechend der Gesellschaftsstrukturen. Die Überlegungen von Christengemeinde und Bürgergemeinde durch Karl Barth treffen auf das 20. Jahrhundert zu, nicht aber auf das Mittelalter. Unsere Vorstellungen von der „Urgemeinde“ sind sehr ungenau, es gibt da zu viel, was wir nicht wissen oder uns wirklich vorstellen können. Gerade nach den Erfahrungen des Pietismus mit einer intensiven Gemeinschaft der Glaubenden im Unterschied zu den

„lauen Durchschnittschrzten“ meinte man in der Urgemeinde eine Alternative zur großen Kirche zu sehen. Erwählung wurde dann schon mal als eine Art Aussonderung und Umkehr als Bekehrungsleistung verstanden. Aber auch unabhängig von diesen bedenklichen Wegen haben wir uns daran gewöhnt, dass es innerhalb einer Volkskirche, oder heute eher Offenen Kirche Gemeinden gibt, die kirchlich „aktiv“ sind. Es muss nicht gleich die Landeskirchliche Gemeinschaft sein. Einige gehen öfter zur Kirche, betei-

ligen sich an kirchlichen Kreisen oder lassen sich in den Kirchengemeinderat wählen. Wir sprechen auch von „Kerngemeinden“ und man meint, die Kirche baue sich aus ihnen auf. Die anderen sind dann entweder Mitglieder der Kirche (als Institution) oder sind aus ihr „ausgetreten“, als ginge es um Verein oder Partei. Die Kirchen gefallen sich dann auch noch daran, diesen „Austritt“ in den Taufbüchern zu vermerken. Hier werden Ebenen miteinander vermischt.

Früher sprach man von „Kirchspielen“. Offenbar leitete sich das Wort ab von dem Ort, an dem das Evangelium verkündet wurde, also nicht von Spiel als absichtsloser Tätigkeit, der Freizeit, sondern von dem, was im Englischen dann zu „spell“ wurde. Ein Kirchspiel war ein Ort, an dem mit klarer Regelmäßigkeit, also gewissermaßen immerwährend Gottes Wort zu hören war. Die Einschränkung von Pfarrämtern und regelmäßigen Gottesdiensten gleiten mithin vom Kirchspiel zu dem ab, was „Spiel“ besagt: ein Zeitbegriff, der mit Beliebigkeit zu tun hat. Zugespitzt könnte man vermuten, dass an die Stelle des Gegenübers von Feiertag und Arbeit das Gegensatzpaar von Freizeit und Arbeit rückte und Kirche zu einer religiösen Freizeitbeschäftigung würde. Doch dafür würde Gott wohl kaum Mensch geworden sein.

Nur ein kleiner Teil der Gesellschaft „geht zur Kirche“ in diesem Sinn, dass Menschen regelmäßig Gottesdienst feiern. Sie werden darum nicht unbedingt gleich zu einer sozialen Gemeinschaft. Die Regelmäßigkeit misst sich nicht an den jeweiligen Personen,

sondern am Gottesdienst selbst. Die Kirchgänger von vor zehn Jahren sind nicht die Kirchgänger von heute. Auch die Gemeinschaft des Abendmahls steht über den gesellschaftlichen Gemeinschaften, bzw. liegt ihnen zugrunde. Auf jeden Fall ist sie keine Gemeinschaft unter anderen.

Auf der anderen Seite spielen die Gruppen der „Kirchgänger“, bzw. die jeweils aktuelle sonntägliche Gemeinde eine immense Rolle für die Kirche, die nicht unterschätzt werden darf, - sie ist der Schatz der Kirche als Institution. Die Predigtanrede „Liebe Gemeinde!“ war nicht immer üblich. „Geliebte!“ sagten zum Beispiel Prediger des 19. Jahrhunderts und sprachen so die Menschen an als die von Gott geliebten.

Als unter Luther die Klöster aufgelöst wurden, die immerwährend Gottesdienste feierten, sollten an die Stellen der klösterlichen Bruderschaften und Schwesternschaften die Gemeinden treten, als Schwestern und Brüder. Das war also kein Abfall, sondern ein erhöhter Anspruch an die Christenheit. Regelmäßige Wochengottesdienste waren allerorten üblich. Jeder Pfarrer weiß, dass das teuerste und kostbarste „Ehrenamt“ der Gottesdienstbesuch ist, ob nun regelmäßig oder sporadisch. Es mag Gemeinden geben, wo es keinen Chor gibt, keine Bibelkreise und keine Begeisterung, im Kirchenvorstand mitzuarbeiten. Aber wenn der Gottesdienst ausdünnst, stirbt die Kirche. Und der Gottesdienst dünnt nicht nur dann aus, wenn die Massen wegbleiben, sondern vor allem dann, wenn er selbst „dünn“ wird, wenn von seinen

Reichtum nichts mehr zu spüren ist. Darum sind kleine Zahlen nicht unbedingt das Indiz für den Niedergang der Kirche. Aber wenn Kirchspiele zusammengelegt werden, Gottesdienste nur hier oder da und unregelmäßig gefeiert werden, muss man sich große Sorgen machen. Die Kirche kann sich als Institution noch Jahrhunderte auf diese Weise halten, entsprechend ihren Geldressourcen sich verwalten und Menschen mit geistlichen „Angeboten“ versorgen und auch wie alle möglichen Vereine mit Mitgliedern und Förderern erhalten. Diakonie, Telefonseelsorge und Unfallseelsorge sind notwendige und heilsame Aktivitäten, Ausdruck des gottesdienstlichen Amtes eines jeden Christenmenschen. Aber die Kirche ist mehr als ein Förderverein. Und sie hat keine Mitglieder. Sie gibt entweder den Gliedern am Leib Christi Raum und bietet Orte für den zumindest sonntags immerwährenden Gottesdienst, oder sie ist keine Kirche. Ausgehöhlte Bäume können steinalt werden, aber dass man sie noch als Bäume akzeptiert, liegt nur an dem bisschen Rinde, wo der Saft noch aus der Wurzel in die Blätter dringt. Wenn die Ortsgemeinden, die vielen Kirchspiele, der Kirche zu teuer werden, hat sie ihren Herren verleugnet und missbraucht den Namen „Kirche“. Nichts ist dem Gottesdienst vorzuziehen, ist alte benediktinische Erkenntnis, an der auch Luther nicht rütteln wollte. Die reformatorischen Kirchenordnungen haben ein klares Ziel: Gut verantwortete Gottesdienste an jedem Ort im Land, recht verwaltetes Wort und Sakrament Gottes.

In der Geschichte der Kirche rang man immer wieder um die Frage nach dem Ortskirchenprinzip. Klöster entzogen sich der Regie des Ortsbischöfs, die Bettelorden wirkten neben den Weltgeistlichen und man stritt um das Beichtrecht. In meinem Archivschrank stehen die Beichtgeldlisten von Jahrhunderten. Es ist wichtig, dass zu dem Kirchspiel Pfarrer oder Pfarrerin gehören. Jeder Pastor weiß, dass es einen Unterschied macht, ob er in diesem oder jenem Dorf wohnt. Die Kirche hat darum die Residenzpflicht gegen große Widerstände über Jahrhunderte durchgekämpft. Heute nehme ich verwundert wahr, dass es die Kirchenleitung selbst ist, die offenbar flächenweise die Residenzpflicht dadurch auflöst, dass sie Kirchspiele bis hin zu ganzen Kirchenkreisen ausdehnt. Wozu? Ich frage nicht, was man sich als Kirche leisten kann, sondern zu welchem Zweck geschieht das? Um des regelmäßigen Gottesdienstes vor Ort willen?

Unsere Kirche in Deutschland ist nicht arm. Ich gebe einfach mal ein offenes Geheimnis preis, schließlich liegen die Haushalte stets einen Monat lang zur Einsicht offen: Meine beiden Kirchspiele zählen etwa 1700 Seelen. Sie verfügen zusammen über ein Vermögen von etwa 1 Millionen Euro, Immobilienwert nicht eingeschlossen. Sie darf aus tausend Gründen nicht an dieses Geld kaum heran, aber es ist da. Nach dem hannoverschen Personalschlüssel stünde der Gemeinde weniger als ein halber Pastor zu. Und das beschließen Synoden?

Dr. Martin Grahl, Petersdorf